

Jacques Pohier / Dietmar Mieth

Der Tod –
kritisch neu bewertet

«900 000 Menschen sind in Äthiopien in aller nächster Zeit vom Tod bedroht», schrieb die Pariser Zeitung *Le Monde* am 22. November 1984 (S. 30). «30 Millionen Kinder in Brasilien leben auf der Straße, und ein Viertel von ihnen wurde von seinen Eltern verlassen» (aaO., 21. November 1984, S. 1). Tagtäglich kann jeder Leser von CONCILIUM Meldungen über Tatsachen dieser Art in seiner Tageszeitung entdecken: Einmal erfährt er, daß der große Sprung vorwärts, zu dem Mao Zedong sich entschlossen hatte, Dutzende Millionen Toten gekostet hat, ein andermal, daß 150 Millionen Menschen in Afrika vom Hungertod bedroht sind, und wieder ein andermal, daß die Berichte von Amnesty International beweisen, daß Hunderttausende von Männern, Frauen und Kindern in allen fünf Weltteilen eingekerkert sind und gefoltert und umgebracht werden.

So könnte es den Anschein haben, daß sich als Thema für dieses Heft der Sektion Moraltheologie von CONCILIUM eher ein Thema wie dieses aufdrängen müßte: «Der Völkermord (oder der Mord überhaupt) und das Recht auf Leben». Nun hat aber die Vollversammlung des Direktionskomitees unserer Zeitschrift auf Vorschlag der beiden Leiter dieser Sektion durch Abstimmung entschieden, daß ein Heft dem Thema «Suizid – Recht auf den eigenen Tod»

gewidmet werden soll. Sind wir also verrückt geworden oder sind wir uns dessen, was wir tun, nicht ganz bewußt? Sind wir noch Theologen, die sich ihrer Pflichten bewußt sind? Sind wir noch Christen, die sich der Forderung ihres Glaubens bewußt sind? Sind wir uns als Menschen noch hellwach des gegenwärtigen Zustands der Welt bewußt?

Eine Überprüfung der letzten sieben Nummern der Sektion Moraltheologie von CONCILIUM beweist, daß unsere Sektion nicht empfindungslos ist für die soeben angesprochenen Probleme: Von diesen Heften zielen fünf unmittelbar auf einige dieser Probleme oder auf ihren wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Kontext. 1984: Ethik vor dem Anspruch auf Befreiung; 1982: Arbeitslosigkeit und Recht auf Arbeit; 1980: Christliche Ethik und Ökonomie: Der Nord-Süd-Konflikt; 1979: Die Würde der Nichtgewürdigten; 1978: Folter und Todesstrafe. Unsere Zeitschrift ist sich also dieser Probleme durchaus bewußt, und unsere Fachsektion Moraltheologie konnte es sich zur Ehre anrechnen, daß einige dieser Hefte in den unmittelbar betroffenen Ländern sehr gut angekommen sind. Aber die wichtige Rolle, die diese Probleme spielen, hebt keineswegs das Gewicht anderer Probleme auf, genau so wie die drückende Last der Hungersnöte oder der Folter die Erforschung des Krebses oder der Erkrankungen der Herzkranzgefäße oder auch die Untersuchung anderer bemerkenswerter Veränderungen in unserer Kultur abwerten können.

Nun ist aber unsere Erfahrung des Todes derzeit tatsächlich einer Veränderung unterworfen. Unsere Beziehung zum Tod verändert sich. Diese Veränderungen werden vielleicht in den Ländern der Ersten Welt stärker empfunden als in den Ländern der Zweiten und Dritten Welt. Diese Veränderungen haben vielfältige Ursachen: Die wichtigste Ursache hängt damit zusammen, daß der Fortschritt der Medizin, der Ernährungshygiene usw. die Dauer der menschlichen Lebenserwartung völlig verändert haben, mit dem folgenden Ergebnis, das die Länder der Dritten Welt in weniger als fünfzig Jahren ebenfalls erreicht haben werden: Während jahrtausendlang von 100 Toten 75 weniger als 35 Jahre und 50 weniger als 15 Jahre zählten, zählen heute in den Ländern der Ersten Welt von 100 Toten 50 mehr als 75 Jahre. Daher wird der Tod nicht mehr als ein Ereignis erfahren, das ein Leben in seiner frühesten Jugend oder in der Blüte seiner

Jahre wegrafft, sondern als ein normales und natürliches Stadium eines Lebens, das sich verbraucht hat und zu Ende geht, weil es erlischt wie ein Docht.

Immer häufiger lautet das Problem nicht mehr: Wie kann man den Tod hinauszögern, damit das Leben alle seine Etappen über die Jugend zum reifen Alter durchlaufen kann, sondern vielmehr: Haben wir Gründe, unser eigenes Leben und das Leben derer, die wir lieben, über einen gewissen Zeitpunkt hinaus zu verlängern, wenn wir damit uns oder ihnen Lebensphasen aufbürden, die mehr oder weniger entwertet, mehr oder weniger degeneriert sind? Denn wenn die Medizin auch fast Wunder wirkt und es so jungen und alten Menschen ermöglicht, ein längeres und besseres Leben zu erfahren, so führt sie doch auch dazu, daß Kranke unter wenig begehrenswerten Umständen überleben und daß alte Menschen sich mit einem Leben belastet sehen, das sie als ziemlich degradierend empfinden. Das ist eine ganz neue Lage, die uns verpflichtet, als Theologen nachzudenken über das Recht, das Menschen auf ihr Leben und auf ihren Tod haben.

Noch eine andere Veränderung ist bemerkenswert. Sie betrifft die Art, wie der Tod «erlebt» wird. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sterben 80 Prozent der Menschen im Krankenhaus, und die Mehrzahl der Länder der Ersten Welt wird bald ähnliche Prozentsätze aufzuweisen haben. Das Sterben vollzieht sich also in einer gesellschaftlich, technisch und menschlich völlig anderen Welt, und es kann daher gar nicht ausbleiben, daß dadurch auch sein Sinn tiefgreifend verändert wird.

Aber auch ein anderes Problem ergibt sich daraus: Wen trifft die Verantwortung für den Tod der anderen? Wer muß die damit verbundenen Lasten auf sich nehmen? Die neuen Umstände bringen es mit sich, daß es die Ärzte sind, und wohl noch mehr die Frauen und Männer des Pflegepersonals, welche die Verantwortung tragen für 80 Prozent der Sterbenden, jene Männer und Frauen also, die ihren Beruf eigentlich gewählt hatten, um die Kranken zu heilen und sie auf dem Weg zu einer wiedergefundenen Gesundheit zu begleiten. Auch dies ist eine völlig neue Situation, die uns auch verpflichtet, über die Rechte und Pflichten der Gesellschaft im Blick auf Leben und Tod nachzudenken.

Diese soziokulturellen Veränderungen der Bedeutung des Todes und seines Umfeldes haben

eine Rückwirkung auf das sehr alte und leider immer aktuelle Problem der Selbsttötung. Die wichtige Rolle, welche psychologische Faktoren beim Suizid spielen, hindern nicht, daß die soziokulturellen Faktoren in dieser Sache von entscheidender Bedeutung sind: Jede soziokulturelle Umgestaltung der Beziehung zum Tod verändert auch die Art und Weise, wie die einzelnen ihr Recht auf den eigenen Tod und das der Gesellschaft zugesprochene Recht, von ihnen zu fordern, daß sie leben, betrachten.

Die Selbsttötung ist ein ziemlich verwickeltes Problem, das auch der Fundamental-moral und der Praktischen Moraltheologie genügend Schwierigkeiten bereitet, so daß es gerechtfertigt erscheinen kann, ihm ein ganzes Heft von CONCILIUM zu widmen, und das war unser Ausgangspunkt. Es schien uns aber, daß wir das Problem des Suizids nicht isolieren dürften von anderen Problemen, an denen in unserer Kultur eine neue Erfahrung des Todes und eine Veränderung unserer Beziehung zum Tod sichtbar wird. Deswegen wird der Leser im ersten Teil dieses Heftes drei verschiedene Unterabschnitte finden, die wir aber meinten nicht ganz auseinanderreißen zu sollen, da jeder von ihnen einen bisher noch zu wenig erkannten Einfluß auf die beiden anderen ausübt.

Der erste Unterabschnitt betrifft unmittelbar den Suizid als solchen. Zunächst kommt eine Darstellung der Fakten: Die gebotenen Zahlen sind nützlich, wie Patrick Baudry bemerkt, und sie machen viele Vorurteile oder Pseudotheorien zunichte. Dann folgt eine soziologische Studie zum Phänomen des Suizids, ein Ansatz, auf den seit Durkheim nicht mehr verzichtet werden kann. Da der vorgesehene Autor seine Zusage nicht gehalten hat, war Patrick Baudry so freundlich, auch diesen Beitrag zu schreiben. Dies ist bei CONCILIUM ein an sich nicht übliches Verfahren. Aber abgesehen davon, daß es uns von den Umständen aufgezwungen wurde, ist es auch epistemologisch nicht absurd, daß ein Soziologe die Möglichkeit erhält, sowohl die Fakten wie die daraus gewonnene Theorie darzustellen; und wir danken Patrick Baudry, daß er uns diesen Dienst geleistet und diese zusätzliche Arbeitslast auf sich genommen hat. Es ist wohl unnötig, sich nach einem Jahrhundert der Psychologie und Psychoanalyse noch Gedanken zu machen über die Notwendigkeit eines psychologischen Beitrags zum Suizid, der hier von Heinz Henseler beige-steuert wird.

Ein zweiter Unterabschnitt betrifft die Probleme, welche in der Mehrzahl der westlichen Länder und in naher Zukunft auch in vielen anderen Ländern durch das von der Medizin und vom Krankenhauswesen gebildete Umfeld des Todes gebildet werden.

Die Euthanasie und die bedingungslose blinde «Therapierwut» sind weite und oft behandelte Problembereiche. Wir wollten uns hier auf einen einzigen besonderen Aspekt beschränken: Die Ärzte und das Pflegepersonal sind gezwungen, ein gewisses Recht in bezug auf Leben und Tod auszuüben. Wie verändert die Ausübung dieses Rechtes die traditionelle Auffassung vom Recht auf das Leben und vom Recht auf den Tod?

Wir wollten zwei Beiträge zu diesem Thema bringen: einen mehr theoretischen (Lisa Cahill hat uns einen der besten und klügsten theologischen Beiträge dieses Heftes geliefert) und einen mehr praktischen Beitrag: Eine auf die ethische Reflexion über dieses Problem spezialisierte Krankenpflegerin hatte uns ihre Mitarbeit versprochen. Sie hat diese Zusage aber im letzten Augenblick zurückgezogen, zu spät, als daß wir noch einen Ersatzbeitrag hätten beschaffen können. Das ist ein bemerkenswerter Schaden für unser Heft; denn in unserer westlichen Welt haben die Krankenpflegerinnen derzeit – zum Guten oder zum Schlimmen – für 80 Prozent der Menschen die Regieführung beim Sterben übernommen. So gibt ihre Erfahrung ihnen Einblick in Gesichtspunkte, die von allen bedacht werden müßten. Ist man sich wohl dessen bewußt, daß in einem Land wie den USA, in dem der Beruf der Krankenpflegerin ein besonders hohes technisches, berufliches und gesellschaftliches Niveau hat, eine wissenschaftlich ernst zu nehmende Untersuchung festgestellt hat, daß 97 Prozent der Krankenpflegerinnen der Meinung sind, man müsse dem Verlangen der Kranken, in der Schlußphase ihres Lebens diesem ein Ende zu machen, nachkommen – selbst gegen den Willen ihrer Familien –, und daß 70 Prozent von ihnen gegen die Anwendung von allzu intensiven Verfahren zur Hinauszögerung des Todes sterbender Patienten sind? 45 Prozent der Krankenpflegerinnen, die an der Anwendung solcher Verfahren beteiligt waren, haben dies nur getan, um eventueller gerichtlicher Verfolgung zu entgehen, und 25 Prozent haben es getan, um Konflikte mit den Ärzten oder mit der Krankenhausleitung zu vermeiden. Wie schade, daß die Ansichten dieser Frauen nun in diesem Heft fehlen. Wir

hoffen aber, daß die christlichen Gemeinden, die Theologen oder Theologinnen und die pastoralen Autoritäten der Kirchen dennoch Wege finden werden, ihre Stimme zu hören.

Der dritte Unterabschnitt ist einer Forderung gewidmet, die seit einigen Jahrzehnten, vor allem aber seit den letzten zehn Jahren zunächst in der westlichen Welt und neuerdings auch außerhalb von ihr erhoben wird: dem Anspruch auf das Recht des einzelnen, nicht so sehr sich selbst zu töten, als vielmehr frei über sein Leben und seinen Tod zu verfügen mit dem Ziel, würdig zu sterben. Ob die katholische Theologie diese Forderung billigt oder nicht – sie kann sie jedenfalls nicht einfach ignorieren.

Wir haben zu dieser Frage also Vertretern dieser Forderung das Wort erteilt: Annemarie Pieper liefert dafür die ethischen Grundlagen; Paula Caucanas-Pisier zeigt mit einem historischen Überblick und einer Dokumentation über die etwa drei Dutzend Vereinigungen, die in der ganzen Welt für diesen Anspruch kämpfen, wie umfangreich diese Bewegung ist; und vor allem unterstreicht sie die Bedeutung der Begriffsverschiebung, die darin besteht, daß man neuerdings in diesen Bewegungen weniger vom Recht auf Euthanasie als vom Recht auf ein würdiges Sterben spricht. Steht dieses Recht wirklich im Widerspruch zum Recht auf ein würdiges Leben (und ebenso zur *Pflicht* zu einem würdigen Leben)? Hier sieht sich die christliche Theologie noch vor ein neues Problem gestellt, und zweifellos muß dieses eher noch besser untersucht und überdacht werden, als daß man gleich fertige und voll ausgearbeitete Antworten vorlegen sollte wie in anderen Problemgebieten.

Es ist ohne Zweifel nicht nötig, des langen und breiten die Auswahl der verschiedenen Themen zu rechtfertigen, die den zweiten Teil dieses Heftes bilden, welcher der theologischen Reflexion gewidmet ist, ebenso wie es nicht nötig ist, die Tatsache zu rechtfertigen, daß wir einem protestantischen Theologen das Wort erteilt haben: Ökumenische Zusammenarbeit darf sich nicht auf die Dogmatik beschränken, wenn auch die Unterschiede in der Moraltheologie oft größer und schwieriger zu lösen sind (aber die Moraltheologen werden ja in die Heiligtümer des Ökumenismus nicht eingelassen!).

Nützlicher, als solche Rechtfertigungen zu versuchen, ist es, nachdrücklich auf ein Element hinzuweisen, das sich ergibt aus der wechselseitigen Zuordnung dieser fünf Beiträge (oder sogar

dieser *sechs* Beiträge, wenn wir, wie es sein sollte, den echt theologischen Beitrag von Lisa Cahill dazunehmen). Der Leser wird feststellen, daß diese sechs Beiträge weit davon entfernt sind, eine einheitliche und homogene Lehrmeinung darzustellen. Es gibt z. B. einen bemerkenswerten Unterschied zwischen der ziemlich strengen und ziemlich traditionellen Position von Niceto Blázquez und der viel offeneren Position von Lisa Cahill. Ebenso kann man einen Unterschied feststellen zwischen der von Niceto Blázquez und der von David Power gebotenen Deutung der immer weiter verbreiteten Praxis, das kirchliche Begräbnis auch Menschen zuteil werden zu lassen, die sich selbst getötet haben. Man wird sich auch nicht mehr darüber verwundern, daß die Überlegungen von Jean-Pierre Jossua, der sich in seiner Grundeinstellung auf eine ganz nahe Begegnung mit dem Leiden einläßt, einen ganz anderen Ton anschlagen als die mehr theoretischen Erwägungen von Adrian Holderegger oder von Harry Kuitert über die Autonomie und die Freiheit. Der theologische Gesichtspunkt, der besonders unterstrichen werden sollte, scheint uns aber nicht hier zu liegen, sondern anderswo.

Derzeit verbinden sich verschiedene Faktoren, welche viele gläubige Christinnen und Christen und auch viele pastorale Autoritäten dazu führen, daß sie einfache und in einem inneren Zusammenhang untereinander stehende Lehren bekräftigen möchten, die ganz bestimmte Verhaltensweisen inspirieren können. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, könnte dieses Heft als ein Mißerfolg erscheinen. Aber gerade dieser «Mißerfolg» scheint uns ein Erfolg zu sein. Angesichts solch neuer Probleme, wie die meisten in diesem Heft angesprochenen Fragen sie darstellen, ist (wie David Power bemerkt) die Praxis der gläubigen Gemeinden wohlberaten, wenn sie sich Betrachtungsweisen zu eigen macht und Verhaltensweisen (und sogar Riten) entwickelt,

die vor fünfzig Jahren undenkbar gewesen wären.

Der Reflex, der darin besteht, angesichts neuer Probleme diese lösen zu wollen, noch bevor man sich ihnen wirklich gestellt und sich die Zeit genommen hat, ihre verschiedenen Folgen zu beobachten, ist ein Angstreflex, ein Reflex mangelnden Vertrauens in die Fähigkeit des Heiligen Geistes und des Glaubens der Gemeinden, eine neue und angemessene Weise des Christseins zu finden. Wir geben statt dessen einer vielfältig verschiedenen Fülle von Gesichtswinkeln, von denen die theologischen Beiträge dieses Heftes Zeugnis ablegen, den Vorzug. Es darf des unterschiedlichen Kampfes gegen die Angst, die sich zu einem Integralismus, einen Traditionalismus oder im Gegenteil zu einem Nihilismus oder einem Geist der Verantwortungslosigkeit aufschauelt.

Wenn es sich – wie im vorliegenden Heft – um das Thema Tod handelt, ist diese Angst noch größer, denn der Tod löst in uns die mächtigsten und irrationalsten individuellen und kollektiven Ängste aus. Ein weiterer Grund, sich nicht von ihnen fortreißen zu lassen. Es bedarf der Kraft, der *magnanimitas*, das heißt der Hochgemutheit, und zwar in dem Sinne, wie Thomas von Aquin im Anschluß an Aristoteles von dieser spricht. Es bedarf vor allem des Glaubens und der Hoffnung; und der Liebe für uns Menschen alle, die wir dem Tod ins Angesicht schauen müssen. Wir sind überzeugt, daß die unterschiedliche Vielfalt der theologischen Blickwinkel, die hier sichtbar werden, weder etwas mit Skeptizismus noch mit intellektuellem oder lehrmäßigem Laxismus zu tun haben. Sie ist vielmehr eine epistemologisch unerläßliche Bedingung sowohl für den theologalen Vollzug dieses Glaubens und dieser Hoffnung wie für eine gesunde intellektuelle Ausübung der Theologie.

Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Ansgar Albrecht